

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Bezugpreis... Abaktion und Erschließung... Haupt-Filiale Dresden... Haupt-Filiale Berlin...

Anzeigen-Preis... Annahmeschluss für Anzeigen... Druck und Verlag von G. Poig in Leipzig.

Nr. 575.

Donnerstag den 12. November 1903.

97. Jahrgang.

Die Politik Plus' X.

Wenn die in der Presse Deutschlands, Frankreichs und Italiens mit so großer Liebe hässlich wiederholte Behauptung, Plus X sei ein unpolitischer Pöbel, richtig wäre, dürfte man natürlich von einer Politik Plus' X nicht reden. Jedoch läßt sich leicht nachweisen, daß die Voraussetzungen jener Behauptung, insofern sie Tatsachen sind, unzulänglich und im übrigen unhaltbar sind...

Engpässe gegeben hat und über die wir uns schon zur Genüge verbreitet haben, eines anderen belehrt sein. Und übrigens — ist nicht „ein religiöser Pöbel“ ein Widerspruch in sich? Was hätte ein Pöbel zu tun, der seine eigene Religiosität für das A und O seiner Aufgabe hält? Gibt es in der langjährigen Geschichte des Papsttums auch nur einen Pöbel, dem die Köstlichkeit fremd gewesen wäre, sich als autoritativen Lehrer und Leiter aller Nationen und Staaten aufzustellen? Nach der Hinweis auf Merry del Val, den nunmehrigen Staatssekretär, als einen Mann ohne politisches Programm würde nichts in Bezug auf die Bestimmung und Absichten des gegenwärtigen Pöbels belagen, — selbst wenn diese Meinung über Merry del Val richtiger wäre als sie ist.

langung einschlagenden Politik, endlich das Thema einer Disziplinierung der katholischen Presse in das Verhandlungsprogramm aufgenommen werden. Und er hat ferner nicht bloß seinen einflussreichen Gefolgsgliedern allerlei durchsichtige Weisungen erteilt, sondern ausdrücklich verordnet, daß er aus dem Verhalten bei den Verhandlungen des Kongresses den Maßstab der Glaubwürdigkeit jedes einzelnen nehmen werde. Ein solcher Terrorismus war schon dem Kardinal Zorio eigen, der sich in Venedig nicht scheute, in dem sehr heißen Kampfe der sozialpolitischen Richtungen gegen die christlichen Demokraten offen Partei zu bekennen und zu ihrer Niederlage in den Kommunalwahlen mit allen Mitteln kirchlicher Wahlarbeit beizutragen. Den Dank dafür hat er freilich schon in den ersten Tagen seines Pontifikates gerne in einem Artikel, den das Wochenblatt von Cremona gebracht hat und in dem u. a. zu lesen ist: „Eine solche geistliche Leitung über wirtschaftlichen und sozialen Vorgänge ist erstens dem Zeitgeiste wenig sympathisch. Dann sind auch die Bischöfe die wenig geeigneten Persönlichkeiten, um eine solche Bewegung (die der christlichen Demokraten) zu leiten. Sie verstehen viel zu wenig von Volkswirtschaft und sozialem Leben. Ferner ist es ungehörig, daß die Bischöfe sich an die Spitze einer Partei stellen, die vorgebrungen eine bestimmte politische Richtung haben muß. Als Väter des ganzen christlichen Volkes müssen sie sich fern halten von dem, was die Menschen oder sogar die Christen von einander trennen kann, also namentlich von der Politik.“ Plus X hat aber auf diese Worte keine andere Antwort gegeben, als einen scharfen Brief an den Bischof von Cremona, der diese Anschauungen als „unehrbar“ und als „verächtlich gegen jede Autorität“ geißelt, und eine erneute Kaufmannterung an den konservativen Leiter der Opera dei congressi cattolici, den Grafen Desiosi, in seiner Bahn zu verharren und „im Namen des heiligen Geistes“ die Widerspenstigen mit allen Mitteln anzuhalten, sich der einen und allmählichen „im Schatten der heiligen Kirche“ wirkenden Arbeiter- und Gewerkschaftsorganisation rücksichtslos einzufügen. Das Hauptinteresse hat der Kongress in Bologna für uns insofern, als er das strafverhältniß kirchlicher Disziplin und freigeistlich sozialpolitischer Bestimmung in Italien illustriert wird.

Deutsches Reich. — Berlin, 11. November. (Das Mittelalter in der Gegenwart.) Als der Toleranzantrag des Zentrums im Reichstage beraten wurde, wies der Abgeordnete Dr. Sattler auf die unzulässig erschienenen „Institutionen des öffentlichen Kirchenrechts“ des Jesuitenpeters de Luca hin. In diesem Werke erhebt de Luca die toleranzfordernde, daß die weltliche Obrigkeit auf Befehl und im Auftrag der Kirche die Todesstrafe am Häretiker vollziehen müsse, und betont ausdrücklich, daß auch für unsere Zeit sein christliches Verlangen gelte. Die „Kirchliche Weltzeitung“ hat gerade wegen des Toleranzantrages das Uebermaß von „Zudringlichkeit“, das jene Forderung zu Lucas offenbart, als sehr lästig empfunden und zur Entschärfung des genannten Zeitungsartikels getrieben, daß er die fragliche Stelle einfach aus einem Buche des Jesuiten Tanner übernommen hätte. „Heute solche kirchenpolitische Anschauungen zu vertreten, die vor 300 Jahren geläutert wurden, beweist eine fast ungläubliche Rücksichtslosigkeit“ — sagte die „Kirchliche Weltzeitung“ am 12. Mai 1902 u. a. hinzu. Da das leitende Zentrumsorgan wiederholt den Nachdruck auf den Umstand legt, daß der Jesuit Tanner vor 300 Jahren lebte, so ist zur völligen Wiedergabe der Rücksichtslosigkeit de Luca der Hinweis darauf notwendig, daß Duldung à la de Luca erheblich älter als 300 Jahre ist. Hieran in diesem Augenblicke zu erinnern, fordert ein soeben erschienenenes neues Werk des Grazer Historikers Johann Josef Fetsch auf, das unter dem Titel „Geschichte des späteren Mittelalters von 1197 bis 1492“ einen Bestandteil des von den Professoren O. v. Sclaw und J. Weinede herausgegebenen „Handbuchs der mittelalterlichen und neueren Geschichte“ bildet (Verlag von R. Dübner, Leipzig). Fetsch gibt in seinem Buche einen sehr reichen Überblick über die Entwicklung der Inquisition; seiner Darstellung entnehmen wir zusammenfassend die folgenden Angaben, welche den päpstlichen Anteil an der Toleranz de Luca in helles Licht setzen. In der alten christlichen Kirche gab es keine Inquisition, die der Inquisition auch nur von fern ähnlich gewesen wäre. Kirchengesetze gegen die Ketzer hat als erster Augustinus empfohlen, doch dauerte es noch mehrere Jahrhunderte, bis die Lehre von der Vernichtung der Ketzer allgemeine Anerkennung fand. Für die Reinhaltung der Lehre hatten die Bischöfe zu sorgen, und so wurden in der karolingischen Zeit Synodale eingeleitet, in denen man die Anfänge der kirchlichen Inquisition sehen darf. Nach der Meinung des Papstes Gregor IX. in dessen erweisen sich die Bischöfe als zu mild; Gregor beauftragte daher die päpstliche Inquisition und übertrug am 20. Juli 1233 die Befolgung der Ketzer dem Dominikanerorden. In Spanien dieser Inquisition trafen fortan die Päpste eine Reihe von Verfügungen, die teilweise an Friedrich II. Kaisererzkanzler antrifft. Genauso bestimmt wurde das Verfahren gegen die Ketzer in der Bulle Ad extirpanda Innocenz IV. vom 25. Mai 1252, die

Feuilleton.

Aus dem jüngsten Staate der Erde. Von Otto Seondardt. Er ist kaum eine Woche alt, der jüngste Staat der Erde, und steht daher noch nicht so recht auf seinen Beinen. Auch ist es noch ungewiss, ob seine älteren Geschwister ihm als gleichberechtigten Genossen in ihren Kreis aufnehmen werden, oder ob ihm nur ein Gastgastel in ihren Reihen bestimmt ist. Aber ein höchst interessanter Neuling ist er allemal. Er ist ein junges, aber ein großes Kind, das die Erde um sich her zieht, und eine große Zukunft hat ihm immer bevor. Oder werden sich eins die Götter der ganzen Welt begegnen und ein mächtiger Sturm von Westen und Norden wird sich über ihn erheben. Begegnen werden kann die Taube von Menschenleben sein, die die Vorbereitung dieses neuen Verkehrsweges gefordert hat, die Taube von Millionen, die man ihm bei vernichtet werden muß. Denn der jüngste Staat der Erde, von dem wir sprechen, ist das bisherige columbische Territorium Alamo oder der Staat Panama.

rühren. Nach dem Projekte der Durchfahrt trat dann das der Durchfahrt der Landenge zwischen den beiden Meeren auf die Tagesordnung. Welches Schicksal dieses Projekte noch in der neuesten Zeit gehabt, und was es jetzt zu der jüngsten Revolution in Panama geführt hat, das steht noch vor aller Augen. So reich, vorwiegend reich, dieses Land auch ist, nur um des Kanals willen hat doch die Menschheit daran ein Interesse genommen. Eine Eisenbahn aberbrückte seit 1855 den Isthmus, deren große Länge damals waren, als das Goldfieber in Kalifornien ausbrach und ein unermesslicher Menschenstrom auf diesem Wege nach dem gelobten neuen Lande zog; denn noch gab es in den Vereinigten Staaten keine soziale Eisenbahn. Damals hatte auch Colon seine goldenen Tage. — Colon, der östliche Ausgangspunkt der Bahn; wenn man goldene Tage die nennen darf, da sich der Aufbruch dreier Klassen, der weißen, der gelben und der schwarzen, hier zeitweilig zusammenfand, da jede Klasse zugleich Wohlstand und Schmutzwinkel war, da die Stadt den Schauplatz der anstößigen Orgien und der wilden Straßenkämpfe bildete. Heute ist von alledem in Colon nichts mehr zu merken. Reizend sieht es aus, wenn man es von der See her aus der Ferne betrachtet: die weißen Häuser von Kolonialbau übertrifft, die Ebenen von spinnigen Waldungen bedeckt, und im Hintergrunde Hügel und Höhen, die das Bild malerisch abschließen. Freilich, wenn man dann die Stadt selbst kennen lernt, so bleibt von dem gemüthlichen Eindruck nicht viel übrig. Das Fremdenquartier ober der Stadtteil der Amerikaner ist zwar recht gesund und sauber angelegt, und Front Street, die Hauptstraße der Stadt, macht noch einen leidlich gefälligen Eindruck; aber der Rest ist Verkommenheit und Schmutz. Die Regierung ist eine Art Alkoholdiktatur; und Zellen, oder Kerkern, oder Wärmehäusern hat man sich hier nicht überflüssig die Dauer zusammengelagert; das Amt der Straßenreinigung vermag, so gut es das eben kann, das liebe Vieh, ebenso wie in den zum Meere führenden Kanälen die Alligatoren die Sanitätspolizei ausüben. Colons Bedeutung beruht eben nur auf seiner Stellung als Kopfstation der Bahn und schließlich des Kanals.

eine Schaar schreiender Frauen den Zug umringt und den Reisenden ihre Eier, ihr Brot und ihre Bananen anbietet, so fordern sie für diese Dienste, die in einem lächerlichen Maße noch in der neuesten Zeit gehabt, und was es jetzt zu der jüngsten Revolution in Panama geführt hat, das steht noch vor aller Augen. So reich, vorwiegend reich, dieses Land auch ist, nur um des Kanals willen hat doch die Menschheit daran ein Interesse genommen. Eine Eisenbahn aberbrückte seit 1855 den Isthmus, deren große Länge damals waren, als das Goldfieber in Kalifornien ausbrach und ein unermesslicher Menschenstrom auf diesem Wege nach dem gelobten neuen Lande zog; denn noch gab es in den Vereinigten Staaten keine soziale Eisenbahn. Damals hatte auch Colon seine goldenen Tage. — Colon, der östliche Ausgangspunkt der Bahn; wenn man goldene Tage die nennen darf, da sich der Aufbruch dreier Klassen, der weißen, der gelben und der schwarzen, hier zeitweilig zusammenfand, da jede Klasse zugleich Wohlstand und Schmutzwinkel war, da die Stadt den Schauplatz der anstößigen Orgien und der wilden Straßenkämpfe bildete. Heute ist von alledem in Colon nichts mehr zu merken. Reizend sieht es aus, wenn man es von der See her aus der Ferne betrachtet: die weißen Häuser von Kolonialbau übertrifft, die Ebenen von spinnigen Waldungen bedeckt, und im Hintergrunde Hügel und Höhen, die das Bild malerisch abschließen. Freilich, wenn man dann die Stadt selbst kennen lernt, so bleibt von dem gemüthlichen Eindruck nicht viel übrig. Das Fremdenquartier ober der Stadtteil der Amerikaner ist zwar recht gesund und sauber angelegt, und Front Street, die Hauptstraße der Stadt, macht noch einen leidlich gefälligen Eindruck; aber der Rest ist Verkommenheit und Schmutz. Die Regierung ist eine Art Alkoholdiktatur; und Zellen, oder Kerkern, oder Wärmehäusern hat man sich hier nicht überflüssig die Dauer zusammengelagert; das Amt der Straßenreinigung vermag, so gut es das eben kann, das liebe Vieh, ebenso wie in den zum Meere führenden Kanälen die Alligatoren die Sanitätspolizei ausüben. Colons Bedeutung beruht eben nur auf seiner Stellung als Kopfstation der Bahn und schließlich des Kanals.

Reidung bietet sie ihm das Nötige und eine Dünne, wie er sie braucht, ist in wenigen Tagen zusammengeschnitten. Und ebenso findet sich selbst in dem abgelegenen Flecken von Darien dieselbe Selbst zur politischen Intrigue wieder, wie in der Hauptstadt. Ueberall gibt es zahlreiche Parteien, die einander mit großem Vorhoh und Eifer bekämpfen. Unter diesen Umständen liegen die Reichthümer des Landes brach. Seine geologischen Schätze scheinen außerordentlich groß zu sein; die Goldminen von Cuna in Darien sind allerdings und haben freilich dem Lande insofern keinen Segen gebracht, als sie die Begehrtheit der Arbeiter anziehen, die das Land bevluteten und vermehrten. Die Raubschiffentnahme in den Wäldern nicht infolge des leichtfertigen Raubtriebes ihrem Ende entgegen. Die Ursache all dieser Uebel ist die mangelnde Arbeitstheorie der einheimischen Bevölkerung. Trägere Arbeiter operieren dem Trunk alle; seinem Anklage zuliebe verzichtet er auf das Essen und im Trunk wird er dann bündelnd und gewaltthätig. Ihre Reichthümer gibt sie in die Hände der Kaufleute von Panama und von Cartagena. Was sie verdienen, ist logisch anzugehen, und mehr als das; immer flecken sie in Schulden, und um davon einigermassen herauszukommen, verdienen sie sich bei den Kaufleuten als Mozos, die Kaufleute oder auch die Tagna-Ruh suchen. Damit haben sie sich in die Sklaverei begeben, wenn auch allerdings in eine äußerlich milde und nicht drückende Sklaverei. Noch gibt es einige Indianerstämme, die fast unabhängig sind und deren Verhältnis zu den Frauen bemerkenswert ist. Sie leben nämlich in Hütten, bauen oder jeder Frau eine eigene Hütte und lassen sich durch gute Behandlung der Frauen auszeichnen. Tatsache ist, daß in ganz Darien die Frauen im allgemeinen eine relativ ähnliche Stellung einnehmen. Hier liegt den Frauen nicht die schwere Bürde der Feldarbeit ob; nie sieht man eine Frau Lasten tragen oder eine Pflanze rubern. Nur die Räder, die Wälder und die Versorgung der Kinder bildet ihr Geschäft. Im übrigen fehlt es unter diesen Frauen nicht an schönen Erscheinungen, allein sie werden zeitig alt und verkränkt. Sie haben eine wahre Leidenschaft für den Tabak und halten dabei die Cigarre mit dem brennenden Ende im Munde, indem sie beschreiben, daß man allein auf diese Weise den Geschmack des Tabaks maßvoll genießt.